

Ausgrabungen im Stadttheater Solothurn – Neues zur Befestigung und Besiedlung des Aareufers ab dem späten Mittelalter

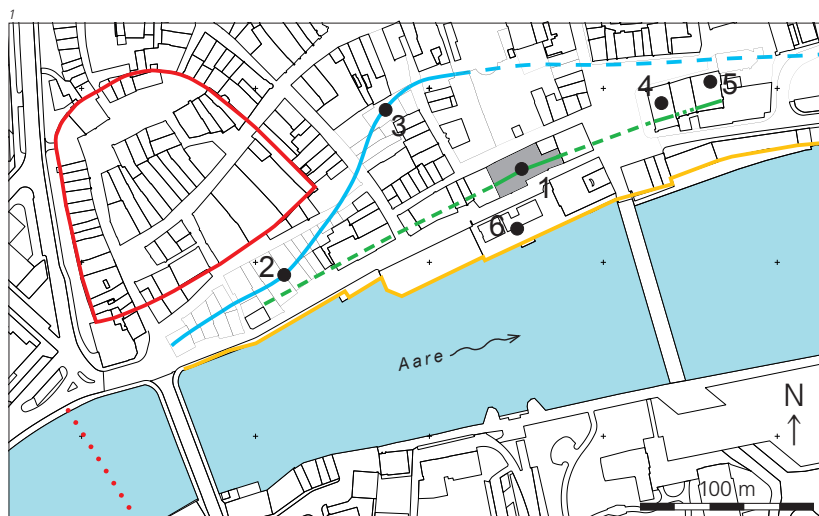
FABIO TORTOLI MIT EINEM BEITRAG VON CHRISTIAN SCHINZEL

Der Umbau des Stadttheaters in Solothurn löste im Sommer des Jahres 2013 eine fünfmonatige, geplante Notgrabung aus. Dabei legte das Grabungsteam zahlreiche Spuren spätmittelalterlicher Fachwerkbauten frei, die man im Schutze einer Ufermauer aus dem 13. Jahrhundert errichtet hatte. Zuvor war das Areal, ausser einem parallel zur Aare verlaufenden Graben, un bebaut. Im 15. Jahrhundert wurden die ersten Steingebäude errichtet. In einer Latrine des 17. Jahrhunderts blieben dank des dauerfeuchten Bodens im Bereich des Grundwassers zahlreiche Möbelteile aus Holz erhalten, die man dort entsorgt hatte. Ebenfalls in die Neuzeit gehören verschiedene Einrichtungen im Innern der Gebäude, die von Handwerks- und Gewerbebetrieben stammen, wie zum Beispiel zwei Brennöfen einer Hafnerei sowie Schmiedewerkstätten und Gerbereien, die in den Schriftquellen erwähnt sind.

Ausgrabung

Die Fundstelle befindet sich im Süden der Solothurner Altstadt, etwa 30 Meter nördlich des heutigen Aareufers (Abb. 1, 1). Bereits 1992 hatte die Kantonsarchäologie beim Bau eines Liftschachtes eine kleinere Ausgrabung im Stadttheater durchgeführt (Backman 1993). Der seit längerem geplante Umbau des Stadttheaters löste eine Notgrabung aus, die in mehrere Etappen unterteilt war. Gegraben wurde im Administrationsgebäude («Admin»), unter der Theaterbühne («UG Bühne»), im Theatersaal («Saal»), im «Foyer» und im «Krieg-Haus» (Abb. 2). In diesen verschiedenen Räumen des Stadttheaters untersuchte das Grabungsteam jeweils die Fläche, in der Bodeneingriffe geplant waren. Auch in der Tiefe orientierte sich die Ausgrabung am Aushubvolumen des Umbauprojekts. Dies hatte zur Folge, dass der natürliche Boden nicht überall erreicht wurde. So sind die vom Umbau nicht betroffenen Schichten und Strukturen weiterhin unter dem neuen Theater erhalten. Die archäologischen Untersuchungen verliefen parallel zu den laufenden Abbruch- und Umbauarbeiten (Abb. 3). Gleichzeitig mit der Ausgrabung und dem Umbau führte U. Bertschinger von der Kantonalen Denkmalpflege baugeschichtliche Untersuchungen im Aufgehenden durch.

Die Ausgrabung dauerte vom 17. Juni bis zum 31. Oktober 2013. Insgesamt wurde eine Fläche von 354 Quadratmetern archäologisch untersucht (Abb. 2, beige). Dabei haben wir etwa 230 Kubikmeter Material von Hand bewegt. Unter der Leitung des Schreibenden arbeiteten mit: Khaled Bordji, Francesco Boucard, Martin Bösch, Marina Casaulta,



Erick Gunneman, Christian Häusler, Marco Hostettler, Erik Martin, Simone Mayer, Cihan Savci, Thomas Schwarzenbeck, Helena Wehren und Peter Zürcher.

Überblick zur Stadtentwicklung an der Aare

Während der Römerzeit bildete die Aare eine viel stärker als heute nach Norden ausgreifende Bucht (Abb. 1, blau). An der Löwengasse 6 und 8 (Abb. 1,2) fanden sich die südlichsten römischen Baureste (Nold 2011). Gegen Nordosten verlief die römische Uferlinie über den Vigier-Hof (Abb. 1,3), wo um 56/57 n. Chr. eine Uferverbauung aus Eichenpfählen als Hochwasserschutz errichtet worden war (Spy-

Abb. 1
Situation am Aareufer.
Rot spätrömisches Castrum und Brücke;
Blau römische Uferlinie;
Grün mittelalterliche Uferlinie;
Gelb neuzeitliche Uferlinie.
Im Text erwähnte Fundstellen:
1 Stadttheater;
2 Löwengasse 6/8;
3 Vigier-Häuser;
4 Naturmuseum;
5 Ritterquai 3;
6 Garten des Palais Besenval.

Abb. 2
Übersichtsplan der Ausgrabungen im Stadttheater.
Beige Grabungsflächen;
Gelb hochmittelalterlicher Graben;
Dunkelgrün Ufer-/Stadtmauer 13. Jh.;
Hellgrün Fachwerkbauten 13./14. Jh.;
Blau/Schraffur Überbauung 15.–18. Jh.;
Rot Überbauung 18./19. Jh.;
Grau heutige Gebäudemauern. M 1:200.



Abb. 3
Ausgrabungen im «Saal» des Stadttheaters.

Abb. 4
Vereinfachter Schichtaufbau im «Saal» (Westprofil):
Dunkelgrau natürliche Schwemmsedimente;
Gelb hochmittelalterlicher Graben;
Orange verschwemmte Abfallschicht 11./12. Jh.;
Dunkelgrün Ufer-/Stadtmauer 13. Jh.;
Hellgrün Siedlungsschichten 13./14. Jh.;
Violett Überschwemmungsschichten;
Blau Steingebäude 15. Jh. bis 1729;
Rot/Hellgrau Theaterbau 1729;
Weiss schraffiert Boden 19./20. Jh.
M 1:100.

cher/Schucany 1997, 253/254). Östlich davon setzte sich die römische Uferlinie im nördlichen Bereich des Klosterplatzes fort. Bis ins Hochmittelalter lag das Areal des Stadttheaters (Abb. 1,1) im Schwemmgelände der Aare (Backman 2009, 7–10); einer Zone, die sporadisch überschwemmt wurde, aber auch längere Zeit trocken lag. Erst ab dem 13. Jahrhundert, als das Stadtgebiet erweitert und befestigt wurde, überbaute man die heutige Uferzone beim Stadttheater. Um den Baugrund zu sichern, musste eine schützende Uferbeziehungswiese Stadtmauer errichtet werden (Abb. 2, grün). Reste dieser Befestigung kamen erstmals beim Umbau des Naturmuseums in den 1970er-Jahren zum Vorschein (Abb. 1,4). Es handelte sich dabei um eine parallel zur Aare verlaufende Mauer. Ein weiterer Abschnitt dieser gut 1 Meter breiten Mauer kam im Jahr 1989 bei der Ausgrabung am Ritterquai 3 beim heutigen Restaurant Cantinetta Bindella zum Vorschein (Abb. 1,5). Die Mauer wurde schon damals als Terrassierungs- oder Quaimauer gedeutet, später dann als Ufermauer bezeichnet (Spycher 1991, 127; Backman 2007, 48). Bei der Ausgrabung im Stadttheater kam nun die westliche Fortsetzung dieses Bauwerks zum Vorschein. Der Erschließung der Aarezone folgte eine zunehmende Bautätigkeit mit einfachen Holzhäusern und vereinzelt Steinbauten (Backman 2009, 9).

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurde die Uferbefestigung weiter nach Süden, auf die heutige Uferlinie, verschoben (Abb. 1, gelb). Reste davon waren bei der Ausgrabung im Winter 2005/2006 im Garten des Palais Besenval zum Vorschein gekommen (Abb. 1,6). Auf eine erste hölzerne Uferbefestigung aus dem 14. Jahrhundert folgte im späten 14. oder frühen 15. Jahrhundert eine Uferbeziehungswiese Stadtmauer (Nold 2009, 19–24). Im 15. Jahrhundert entstanden im Schutze der Stadtmauer verschiedene Holzspeicher, und man baute die sogenannte Krutbadstube. Schritt für Schritt kamen in der Neuzeit vorwiegend Steinhäuser hinzu, die man teilweise auf alten Stadtprospekten erkennen kann. Im 18. Jahrhundert folgten repräsentative Bauten, wie das heutige Stadttheater oder das Palais Besenval (Schubiger 1987, 83; Blank 2009), und das Quartier erhielt in etwa das heutige Erscheinungsbild.

Schichtaufbau

Je nach Grabungsfläche und Stelle präsentierte sich der Schichtaufbau wieder anders. Dort wo wir den natürlichen Untergrund erreicht hatten, war das archäologische Schichtpaket zwischen 1,2 und 2 Meter mächtig und umfasste einen Zeitraum vom 13. Jahrhundert bis heute. Dies bedeutet, dass die

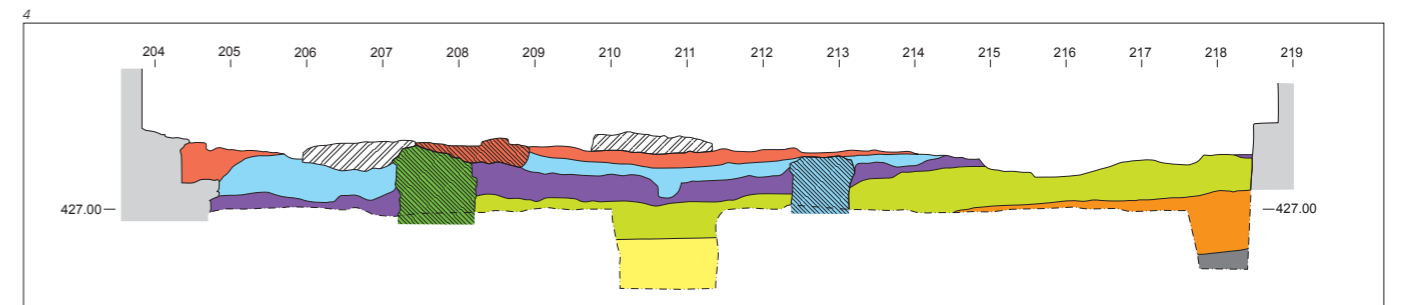


Abb. 5
Zofinger Pfennig von bisher
unbekanntem Typ.
M 4:1.

Fünf mittelalterliche Brakteaten

Als besonders interessante Einzelfunde der Grabung im Stadttheater dürfen mit Recht die erst gegen Ende der Untersuchungen zum Vorschein gekommenen fünf mittelalterlichen Brakteaten bezeichnet werden. Sie befanden sich im oberen Teil der Verfüllung des hochmittelalterlichen Grabens.

Im ursprünglichen Fundzustand waren die fünf Münzen zu drei und zwei Stücken zusammen verschmolzen, doch konnten die Stücke durch Restauration voneinander getrennt und zum Teil konserviert werden. Da sie alle sehr nahe zusammen gefunden wurden, handelt es sich bei diesem Ensemble möglicherweise um eine kleine Barschaft oder Börse, die während der Auffüllung oder der Überbauung von jemandem verloren wurde. Allerdings zeugen keinerlei Textil- oder Lederreste von einem ursprünglichen Behältnis.

Als Brakteaten bezeichnet man einseitig und in hohem Relief auf relativ dünne Silberplättchen geprägte Münzen, welche etwa vom 12. bis ins 14. Jahrhundert die im deutschsprachigen Raum vorherrschende Münzsorte bildeten und landläufig als Pfennige bezeichnet wurden. Das Wort Brakteat leitet sich vom lateinischen *brattea* her, was in etwa «dünnes Metallblech» bedeutet, und ist keine zeitgenössische Bezeichnung, sondern fand erst ab dem 17. Jahrhundert für diesen Münztyp Verwendung. Ausgegeben wurden diese Münzen von vielen kleineren und grösseren Orten, die ein Münzrecht besaßen. In der Deutschschweiz zählen vor allem Zürich, Bern, St. Gallen und Basel zu den Hauptemissionsorten, doch auch kleinere Städte wie Solothurn, Schaffhausen, Burgdorf, Laufenburg oder Zofingen produzierten solche Münzen. Zu den Besonderheiten der schweizerischen Brakteaten, mit Ausnahme derjenigen von St. Gallen, gehört ihre nicht ganz runde, sondern vierzipflige Form.

Von unseren fünf Stücken stammen zwei aus Schaffhausen und drei aus Zofingen im Kanton Aargau. Beide Orte haben nur in kleiner Auflage Münzen geprägt, welche fast ausschliesslich im lokalen Handel Verwendung fanden. Die beiden Schaffhauser Münzen zeigen jeweils einen nach links stehenden Widder, das Wappentier der Stadt, und bilden die ersten im Kanton Solothurn

Häuser und das Ufer der Aare im 13. Jahrhundert bis zu 2 Meter tiefer lagen als heute!

Der Schichtaufbau lässt sich anhand eines Profils aus dem «Saal» darstellen (Abb. 2 u. Abb. 4). Der natürliche Untergrund besteht aus Schwemmsedimenten der Aare (Abb. 4, dunkelgrau). Diese grauen bis grünlichen, sandigen Schichten sind in der Regel steril oder örtlich begrenzt mit organischen Resten durchsetzt. Die organischen Einschlüsse stammen wohl von abgelagertem Schwemmh Holz oder von der ehemaligen Ufervegetation.

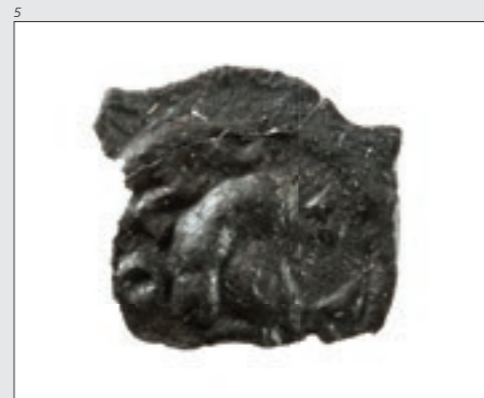


Foto: C. Leuenberger, Solothurn.

gefundenen Münzen aus Schaffhausen. Zwei Münzen aus Zofingen zeigen den dem Betrachter zugewandten Kopf des heiligen Mauritius. Über dem Kopf ist ein Stern oder ein Kreuz angebracht, und er wird von der Umschrift ZOVINC oder ZIVINC umgeben, die aber leider auf keinem der beiden Stücke vollständig erhalten ist. Sie haben ihr Vorbild in Prägungen der Fraumünsterabtei von Zürich, welche den Kopf des heiligen Felix mit der Umschrift ZVRICH zeigen (Geiger 1991). Auch die fünfte Münze dürfte in Zofingen geprägt worden sein, allerdings handelt es sich hier um einen bisher unbekanntem Typ (Abb. 5). Das Münzbild zeigt einen nach rechts blickenden Kopf, vermutlich wiederum denjenigen des heiligen Mauritius. Von der Umschrift lassen sich gerade noch die hinter dem Kopf angebrachten und gegen den Uhrzeigersinn zu lesenden Buchstaben Z O erkennen, doch findet sich über dem Kopf eine nach oben geöffnete Mondsichel, die so auch auf anderen Zofinger Münztypen erscheint. Bisher waren aus Zofingen lediglich Münzen mit dem Mauritius-Kopf von vorne oder nach links bekannt, die sich ebenfalls von Zürcher Felix-Kopf-Pfennigen ableiten.

Zeitlich fallen die Stücke ins 13. Jahrhundert. Während die Münzen aus Schaffhausen vermutlich schon um die Mitte des Jahrhunderts geprägt wurden, sind die Zofinger Stücke etwas später anzusetzen. Sie stammen vermutlich aus der Zeit zwischen 1285 und 1299, als die Stadt von den Grafen von Froburg an die Grafen von Habsburg verkauft wurde.

CHRISTIAN SCHINZEL

Der älteste fassbare archäologische Horizont stammt aus dem 11./12. Jahrhundert (Abb. 4, orange). Es handelt sich dabei um eine bis zu 80 Zentimeter mächtige, graue Abfallschicht mit viel Holzkohlen, Tierknochen und Keramikscherben. Sie entstand, als sich die mittelalterliche Bebauung noch nicht bis aufs Areal des Stadttheaters ausgedehnt hatte, und die damaligen Stadtbewohner ihre Abfälle am Ufer der Aare entsorgten. Bei Hochwasser wurden diese Abfälle grösstenteils wieder weggespült oder umgelagert.

Darüber folgen die Siedlungsschichten des 13./14. Jahrhunderts (Abb. 4, hellgrün). Diese bestehen aus dunklen Geh- und Nutzungsniveaus, aber auch ausgedehnten Brandschichten mit verbranntem Wand- lehm. Die Schichten dieser Besiedlungsphase werden durch eine bis zu 50 Zentimeter mächtige Überschwemmungsschicht überlagert (Abb. 4, violett). Darüber folgen die Schichten der frühen Steingebäude aus dem 15.–18. Jahrhundert (Abb. 4, blau). Im obersten Teil des Profils liegen die Schichten, die im Zeitraum vom ersten Theater von 1729 bis heute entstanden sind (Abb. 4, rot/hellgrau/weiss).

Der Ausbau der Uferzone

Ein hochmittelalterlicher Graben

In der Mitte des «Saals» waren die archäologischen Schichten und Strukturen auf einer Länge von 7 Metern bis zu 50 Zentimeter tief eingesunken. Dies deutete darauf hin, dass sich darunter ein mindestens zwei Meter breiter, älterer Graben verbarg (Abb. 2). Da das Bauprojekt an dieser Stelle keine tiefen Bodeneingriffe vorsah, konnte der vermutete Graben nicht in der Fläche freigelegt werden. Um trotzdem einen Einblick zu erlangen, führten wir gegen Ende der Grabung eine kleine Sondierung durch, mit der wir die Grabensohle jedoch nicht erreichten (Abb. 6). Immerhin bestätigten die schräg abfallenden Verfüllungen einen mindestens 1 Meter tiefen Graben. Diese bestanden aus grauen Schwemmschichten, die viele Holzreste und Fundmaterial, darunter fünf Brakteaten aus dem 13. Jahrhundert (siehe Kasten), enthielten. Zudem kam ein liegender Balken zum Vorschein, der zur Befestigung des Grabens gehörte. Er wird mittels C14-Analyse der ETH Zürich in die Zeit zwischen 1020 und 1160 datiert. Dies belegt, dass der Graben frühestens im Hochmittelalter ausgehoben wurde. Den Brakteaten zufolge, war er gegen Ende des 13. Jahrhunderts wieder zugefüllt.

Uferbefestigung des 13. Jahrhunderts

In allen Grabungsflächen, ausser im «Foyer», wo nicht ganz so weit nach Süden gegraben wurde, kam eine zweischalige, rund 1 Meter breite Mauer zum Vorschein (Abb. 2, grün). Insgesamt konnte sie auf einer Länge von 41 Metern dokumentiert werden. Die Mauerschalen waren aus Kalksteinquadern und Geröllen im Mörtelverband aufgesetzt, der Mauerkern bestand aus einem Mörtelguss mit Geröllen.

Nur im «Admin» hatten wir die Gelegenheit, einen Abschnitt der Mauer bis in das Fundament zu untersuchen (Abb. 7). Die genaue Tiefe des Fundaments, dessen Baugrube sich innerhalb der Schwemmschichten kaum abzeichnete, konnte wegen des eindringenden Grundwassers nicht ermittelt werden. Es war aber mindestens 2,3 Meter in den Boden eingetieft! Auf der Nordseite markierte eine Mörtelbraue den Übergang vom Fundament zum aufgehenden, noch 0,6 Meter hoch erhaltenen Mauerwerk. Darüber waren stellenweise Verputzreste



erhalten. Dieser Bauhorizont entspricht dem ältesten Gehniveau aus dem 13. Jahrhundert. Er lag südlich der Mauer etwa 30 Zentimeter tiefer als nördlich davon.

Im «Krieg-Haus» schloss eine andere Mauer von Norden an die Ufermauer an, die mit ihr im Verband stand und deshalb gleichzeitig gebaut worden war (Abb. 2). Ob es sich dabei um einen Teil eines Gebäudes handelte, eventuell sogar um einen Turm, ist leider unklar.

Die parallel zur Aare verlaufende Ufermauer wurde somit im 13. Jahrhundert im Rahmen des Ausbaus der Uferzone errichtet. Einerseits diente sie als Ufermauer zum Schutz vor dem Hochwasser. Dass dies nicht immer der Fall war, belegen mehrere Überschwemmungsschichten innerhalb der Siedlung. Andererseits war die Mauer auch Teil der Stadtbefestigung, die in diesem Zeitraum gebaut wurde (Hochstrasser 1996; Schubiger 1994, 143–147). Die Mauer erfüllte etwa hundert Jahre ihren Zweck, bis die Uferbefestigung in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts nach Süden verschoben wurde.

Abb. 6
Sondierung im «Saal» im Bereich des hochmittelalterlichen Grabens. Im unteren Teil sind die schräg abfallenden Verfüllungen des Grabens sichtbar.

Abb. 7
Ansicht der Ufermauer im «Admin». Auf der Südseite war das Aufgehende noch 0,9 Meter hoch erhalten. Vom mindestens 2,3 Meter tiefen Fundament sind nur die obersten Lagen sichtbar.



Fachwerkbauten des 13./14. Jahrhunderts

Nach dem Bau der Ufermauer entstanden im späten 13. Jahrhundert die ersten Fachwerkhäuser. Die erhaltenen Baustrukturen, wie Schwellbalken, steinerne Balkenunterlagen oder Wandgräben, ergeben nur unvollständige Grundrisse unterschiedlicher Bauphasen (Abb. 2, hellgrün). Die Böden bestanden entweder aus gestampftem Lehm, Mörtel oder waren mit Holzbrettern ausgelegt. Den besten Einblick in diese spätmittelalterliche Überbauung hatten wir im «Saal». Die Bauten waren auf einen Weg oder eine Strasse ausgerichtet, die im Bereich der heutigen Theatergasse verlief. Die beiden gassenseitigen Räume A und B waren 2,7–3,6 Meter breit und etwa 3 Meter lang. In der Süd-Ost-Ecke von Raum B befand sich die Feuerstelle F1, wahrscheinlich das Fundament eines Kachelofens. Die südlich daran anschließenden Räume waren durch die jüngeren Steinbauten stark gestört, weshalb die genaue Ausdehnung und Ausführung der Gebäude unklar ist. Hier befanden sich die Feuerstellen F2–F6. Sie waren sehr unterschiedlich aufgebaut: Es gab solche mit Steineinfassung und einer Brandplatte aus Lehm oder Ziegeln (Abb. 8) oder solche mit einem Unterbau aus Mühlsteinfragmenten (Abb. 9). Die Feuerstellen könnten zum Kochen, zum Heizen oder auch für handwerk-



Abb. 8
Feuerstelle F3 mit Steineinfassung und Unterlage aus Lehm und Tonplatten im «Saal», 13./14. Jh.

Abb. 9
Feuerstelle F2 mit Mühlstein als Unterlage im «Saal», 13./14. Jh.

Abb. 10
Verkohelter Schwellbalken mit Zapfenloch für einen Holzständer im «Krieg-Haus», 13. Jh.

Abb. 11
Fragment eines Steinmörser mit stilisiertem Menschengesicht unter dem Ausguss, 13./14. Jh.
M 2:3.



Foto: C. Leuenberger, Solothurn.

liche Zwecke gedient haben. Vermutlich reichten die Häuser bis an die Ufermauer oder waren an diese angebaut, wie dies in anderen mittelalterlichen Städten der Fall war (Boschetti-Maradi 2012, 238–266). Damit nahmen sie die ganze Parzellentiefe von rund 12 Metern ein. Es handelte sich dabei wohl um sogenannte dreiraumtiefe Bauten mit der typischen Gliederung in Stube-Küche-Kammer, wie sie etwa 2012 in Altreu SO entdeckt wurden (Hardmeier 2013a und 2013b). Die gassenseitigen Räume A und B wären demnach die Stuben und die daran angrenzenden Räume mit den Feuerstellen die Küchen. Ein grösserer Brand zerstörte die Fachwerkbauten. Danach wurde das Areal überschwemmt und blieb wohl für eine kurze Zeit unbesiedelt.

Im «Krieg-Haus» zeichnete sich ein 2 Meter langer und mindestens 2 Meter breiter Raum C ab. In dessen 20 Zentimeter breiten, verkohlten Schwellbalken waren stellenweise noch die Zapfenlöcher für die Holzpfosten der Fachwerkwände erkennbar (Abb. 10). Der südlich anschliessende Raum war ausgestattet mit der Feuerstelle F7, die ein gemörteltes Fundament aufwies, und einer Grube G1, die gelblichen, «fettigen» Lehm beinhaltete. In solchen Gruben wurde der für die Fachwerkwände benötigte Lehm gemischt, gestampft und «ingesumpft» (gemäss D. Brönnimann, Integrative Prähistorische und Naturwissenschaftliche Archäologie, Universität Basel). Sie steht demnach vermutlich im Zusammenhang mit dem Bau der Fachwerkhäuser. In der Grube lagen zudem Reste von gelöschtem Branntkalk und Mörtelzuschlag, was auf eine zeitweilige Verwendung als Mörtelmisch-Grube hinweisen könnte. Die zahlreichen Kochtopfscherben aus den Schichten des 13./14. Jahrhunderts weisen auf Wohnhäuser hin. Ebenfalls zum Küchengeschirr gehörte ein Steinmörser mit einem stilisierten Menschengesicht unter dem Ausguss (Abb. 11). Erwähnenswert sind zudem die Reste eines reich verzierten Lederschuhs, die in einer feuchten Schicht südlich der Ufermauer zum Vorschein kamen (siehe Beitrag Volken in diesem Heft).

Steinbauten des 15.–18. Jahrhunderts im «Saal» und im «Foyer»

Die ältesten Steinhäuser (Abb. 2, hellblau) entstanden nach der Überschwemmung des Areals und können stratigrafisch ins späte 14. oder ins 15. Jahrhundert datiert werden. Im «Saal» setzten die aufgedeckten Räume an die ehemalige Ufermauer an. Dies weist darauf hin, dass die Mauer nicht komplett abgebrochen, sondern als südliche Fassade der neuen Häuser weiterverwendet wurde. Die Mauerfundamente waren 50–65 Zentimeter breit und bestanden aus Geröll und etwas Kalkbruchsteinen im Mörtelverband. Vom aufgehenden Mauerwerk war, wenn überhaupt, nur noch die unterste Steinlage vorhanden.

Raum E stellte den ältesten Teil des Gebäudes dar, das man zu einem späteren Zeitpunkt nach Westen erweitert hatte. Nun führte ein beidseits mit Mauer-



fortsetzen eingefasstes Tor in einen langen Gang D, der einen Mörtelboden besass. Von hier aus konnte man die Räume E und F betreten. In Raum F war ein Boden aus rechteckigen Tonplatten verlegt, während Raum E einen einfachen Lehm Boden hatte. In der Süd-West-Ecke des Gebäudes befand sich eine Latrine (siehe unten). Da der Bereich zwischen den Steinbauten und der Theatergasse stark gestört war, lässt sich über die Bebauung des vorderen Teils der Parzellen nichts aussagen. Es ist aber gut möglich, dass hier weitere Gebäudeteile aus Holz oder aus Fachwerk standen.

Im «Foyer» befand sich eine 2,8 Meter breite Pflasterung aus Geröll, die an eine Hausmauer stiess (Abb. 12). Die Ränder der Pflasterung waren mit Kalksteinblöcken befestigt. Vermutlich handelte es sich dabei um eine Zufahrt, die von einer Strasse im Bereich der heutigen Fischergasse zum Gebäude G führte. Beim Anschluss der Pflasterung an die Hausmauer befanden sich grosse, rechteckige Kalksteinquader, die vielleicht als unterste Stufe einer Treppe zu deuten sind. Teile des Gebäudes G waren in Stein ausgeführt, andere in Leichtbauweise. Es war mit einem Mörtelboden ausgestattet und, wie eine Holzkohleschicht zeigt, bei einem Brand zerstört worden.

Abb. 12
Pflasterung bei der Hausmauer im «Foyer».

Abb. 13
Wichtigste Schriftquellen zu den Gebäuden im «Saal».

13		
1481	Münzstätte in einem der vier Wohnhäuser (im Bereich des heutigen Stadttheaters)	Urkunde vom 30. November 1481, (Staatsarchiv Solothurn)
1600	Nach Sönderung der Schulen in der Münze eine Schule einzurichten	Ratsmanual der Stadt Solothurn 104/1600/76 (Staatsarchiv Solothurn)
1601	Eine Kommission soll zusammen mit den Bauherren «verschaffen, dass die Münztz usgemacht, sonderlichen die eine Stuben, damit die Schüler einamahl dahine khommen mögendt»	Ratsmanual der Stadt Solothurn 105/1601/262 (Staatsarchiv Solothurn)
1647	Umbau zum Gymnasium	Historia Collegii Solodorensis, Bd. 1, 5 (Zentralbibliothek Solothurn)
1697	Weylen das Gymnasium in grosser Gefahr des urplötzlichen Einfallens sein solle, ...	Ratsmanual der Stadt Solothurn 201/1697/135 (Staatsarchiv Solothurn)

Abb. 14
Der gemauerte Latrinenschacht mit Deckengewölbe war an die ehemalige Ufermauer angebaut.

Abb. 15
Auswahl gedrehter Möbelerlemente aus der Verfüllung der Latrine.
M 1:5.

Eine Interpretation der Gebäude ist schwierig, da typische Einrichtungen fehlten und kaum Fundmaterial geborgen wurde. Immerhin liefern uns diesbezüglich die Schriftquellen Hinweise (Abb. 13). In einer Urkunde von 1481 ist im Bereich des heutigen Stadttheaters von vier Wohnhäusern die Rede. In einem dieser Häuser befand sich die Münzstätte, die später in den Besitz von Benedikt von Steinbrugg gelangte (Fiala 1875–1881, Bd. 2, 32). In den Jahren 1600 und 1601 wurde im Obergeschoss der Münzstätte die deutsche Schule eingerichtet. Im Jahr 1647 erfolgte dann der Umbau des Hauses zum Jesuiten-Gymnasium, das 1697 bereits wieder als einsturzgefährdet bezeichnet wurde. Spätestens vor dem Bau des heutigen Theatergebäudes im Jahr 1729 wurden die alten Gebäude definitiv abgerissen.

Latrine

Das im «Saal» aufgedeckte Gebäude verfügte zumindest in seinem letzten Bauzustand über einen Abort: Ein gemauerter Latrinenschacht mit Deckengewölbe war westlich von Gang D an die ehemalige

Ufermauer angebaut (Abb. 14). Von seinem Oberbau, dem hölzernen Toilettenhäuschen, hat sich nichts erhalten. Der Schacht hatte einen fast quadratischen Grundriss von 1,8 Meter Seitenlänge. Seine 40 Zentimeter dicken Mauern bestanden hauptsächlich aus rechteckig gearbeiteten Kalkbruchsteinen und vereinzelt Ziegelfragmenten im Mörtelverband. Hinweise auf Exkremente geben dunkle Verfärbungen an den Wänden. In einer Höhe von 2,25 Metern über dem Boden setzte ein Gewölbe an, konstruiert aus hochkant gesetzten, vermörtelten Tonplatten. An der Ecke zwischen Ufermauer und dem Gang D war im Gewölbe eine Öffnung eingefügt. Unterhalb der Öffnung befanden sich in den Wänden Aussparungen. Vielleicht war darin eine Vorrichtung verankert, an der man eine Holzleiter hinunter lassen konnte. Der Boden der Grube war mit grossen Geröllen ausgelegt.

Über einer sterilen Schwemmschicht folgte eine einheitliche Einfüllung, die viele Funde enthielt. Im dauerfeuchten Boden im Bereich des Grundwassers waren zahlreiche organische Reste wie Kirschensteine, Lederreste (siehe Beitrag Volken in diesem Heft) oder Möbelteile aus Holz erhalten geblieben (Abb. 15). Ob die Kirschensteine als Ausscheidungsprodukte oder als Speise- oder Küchenabfälle in die Latrine gelangten, lässt sich nicht sagen.

Der grösste Teil der Funde kam erst dann in den Schacht, als man die Latrine zur Abfallgrube für ausgedienten Hausrat umfunktioniert hatte. Dies geschah sehr wahrscheinlich beim Abbruch des Gebäudes im Jahre 1729. Hinweise auf Handwerk und Gewerbe geben Halbfabrikate von gedrehten Möbelteilen oder Lederreste: Arbeiteten im Gebäude zeitweise ein Schreiner und ein Schuhmacher? Die gut erhaltenen Keramikgefässe vermitteln einen Einblick in einen neuzeitlichen Haushalt um das Jahr 1700 (Abb. 16). Nebst verschiedenen Tellern, Schüsseln, Kannen, Krügen und einer Dreibeinpfanne landeten auch zwei Nachttöpfe und ein kleines Apothekergefäss im Schacht. Nach oben wurde die Einfüllung von einem Bauschuttpaket abgeschlossen.

Hafnerei im «Admin»

Die Spuren einer Hafnerei kamen im «Admin» in Form von zwei Brennöfen zum Vorschein (Abb. 17). Vom älteren Ofen 1 war nur noch der 1 Meter lange, 28 Zentimeter breite und mindestens 32 Zentimeter tiefe Feuerungskanal vorhanden. Seine 50–60 Zentimeter dicken Wände und die Sohle bestanden aus Tonplatten, die in einen gelben, tonigen Lehm eingebettet waren. Die Tonplatten wiesen teilweise starke Hitzeeinwirkungen auf. Die Lochtenne und der oberirdische Aufbau waren nicht mehr erhalten. Der Ofen wurde von Norden her bedient. Allerdings war die ursprüngliche Bedienungsgrube beim Bau des jüngeren Ofens bis auf wenige Reste eines verdichteten Lehmbodens zerstört worden.

Für den Bau des jüngeren Ofens 2 wurde eine rechteckige Bedienungsgrube ausgehoben. Sie schloss



Foto: C. Leuenberger, Solothurn.



Foto: C. Leuenberger, Solothurn.

südlich an den älteren Ofen 1 an und war auf drei Seiten mit bis zu 40 Zentimeter dicken Mauern verschalt. Der eigentliche Brennofen befand sich in der Nordostecke der Grube, an der Wand zum «UG Bühne», und war aus Tonplatten gebaut. Der 18 Zentimeter breite, 60 Zentimeter lange und 10 Zentimeter hohe Feuerungskanal wurde von Süden bedient und besass eine Verschlussvorrichtung aus Eisen (Abb. 18). Darüber war stellenweise noch die Lochtenne aus längsseitig gesetzten Tonplatten erhalten. Wie beim älteren Ofen 1, fehlte der oberirdische Teil des Ofens, die sogenannte Brennkammer. In der Südwestecke der Arbeitsgrube bildeten gemörtelte Tonplatten eine erhöhte Ablagefläche.

Der jüngere Ofen war so an den älteren Ofen angebaut worden, dass beide eine gemeinsame Bedienungsgrube besaßen. Vielleicht nutzte man deshalb beide Öfen für eine gewisse Zeit gleichzeitig. Später jedoch wurde der Einfeuerbereich des älteren Ofens 1 mit einem schmalen Mauerchen aus gemörtelten Tonplatten verschlossen.

In solchen Brennöfen wurde Keramikgeschirr oder Ofenkacheln gebrannt (Higy 2005; Heege u. a. 2011, 52–55). Welche Ware die Hafnerei an der Theatergasse herstellte, muss mangels zugehörigen Funden offen bleiben. In der Grubenwand von Ofen 2 war ein Gewölberippe-Element aus Kalkstein aus dem 15./16. Jahrhundert verbaut – die Öfen müssen also jünger sein. Sie waren vermutlich bereits in das, laut Bauuntersuchungen von M. Hochstrasser von der Kantonalen Denkmalpflege, um 1600 errichtete Gebäude integriert.



Abb. 16
In der Latrine entsorgte Keramikgefässe, um 1700.

Abb. 17
Die beiden Brennöfen einer Hafnerei (17. Jh.) im «Admin». An den älteren Ofen 1 aus Tonplatten (rechts) stösst die gemauerte Bedienungsgrube des jüngeren Ofens 2 an.

Abb. 18
Detail des Feuerkanals und der Lochtenne des jüngeren Ofens 2.

19

1649	Hans Jakob Rötheli	Bewilligung zur Einrichtung einer Schmitte	Ratsmanual der Stadt Solothurn, 153/1649/473 (Staatsarchiv Solothurn)
1678	Hans Ulrich Zobist sel., Kinder an Werner Gugger	Gerber	Ganten und Steigerungen der Stadt Solothurn 1671–1684, 405, 406 (Staatsarchiv Solothurn)
1679	Werner Gugger	Augenschein beim Haus betreffend Einrichtung einer Gerberei	Ratsmanual der Stadt Solothurn, 183/1679/205 (Staatsarchiv Solothurn)
1842	Xaver Wirtz	Bewilligung für Schmitte mit Esse	Ratsmanual der Stadt Solothurn A1, 365/1842/220 (Staatsarchiv Solothurn)
1929	Fritz Krieg	Messerschmied	Kauf
1951	Fritz Paul Krieg	Messerschmied	Kauf

Abb. 19
Verschiedene Besitzer des «Krieg-Hauses» und ihre Berufe oder ihr Gewerbe.

Abb. 20
«Krieg-Haus»: Die runden Böden der Gerberbottiche B2–4 zeichnen sich im gemörtelten Unterbau gut ab.

Abb. 21
So könnte die Esse im «Krieg-Haus» ausgesehen haben. Esse in der Schmiede von Bümpliz BE, Gebäude Nr. 1052 im Schweizerischen Freilichtmuseum Ballenberg.

20



21



Handwerk und Gewerbe im «Krieg-Haus»

Wie die Bauuntersuchung von U. Bertschinger zeigte, wurde der älteste Teil des «Krieg-Hauses» im frühen 15. Jahrhundert gebaut. Der rechteckige, rund 3×5 Meter grosse Kernbau befindet sich am Übergang zum heutigen «Foyer» (Abb. 2). Vermutlich entstand er als Hinterhaus des auf die Theatergasse ausgerichteten Gebäudes, etwa in der gleichen Zeit wie die Steingebäude im «Saal» und im «Foyer».

Wie die Dendrodaten aus den Deckenbalken zeigen, erweiterte man in den Jahren 1456/57 das Gebäude gegen Osten auf die heutige Breite. Wie beim Steingebäude im «Saal», fusste die Südfassade auf der alten Ufermauer des 13. Jahrhunderts. Die Verschiebung der Südfassade auf die heutige Linie und die Gliederung des Raums zur Fischergasse hin fand erst Ende 18./Mitte 19. Jahrhundert statt. Im Erdgeschoss des «Krieg-Hauses» brachten die Ausgrabungen verschiedene Einrichtungen von Werkstätten zu Tage. Einige Besitzer der Werkstätten sind schriftlich überliefert (Abb. 19).

Schmiedewerkstatt von 1649?

Hinweise auf eine Schmiede brachte die rechteckige, 1×2,6 Meter grosse Grube G2 (Abb. 2). Die 60 Zentimeter tiefen Wände und die Sohle waren komplett mit Mörtel verputzt und dadurch wasserundurchlässig. In Schmiedewerkstätten dienten solche Wasserbecken dazu, die glühend heissen Metallobjekte nach der Verarbeitung abzukühlen. Daher stammt die Bezeichnung «Abschreckgrube». Ein weiterer Hinweis auf Metallverarbeitung war die grosse Menge an Bronzeschlacken, die man nach der Auflassung in der Grube entsorgte. Wie wir aus den Schriftquellen entnehmen können, richtete Hans Jakob Rötheli im Jahr 1649 eine Schmiede im «Krieg-Haus» ein (Abb. 19). Als eine der ältesten Strukturen passt die Grube bestens in diese Zeit.

Gerberei von 1678/1679

Im Jahr 1678 kaufte der Gerber Werner Gugger das «Krieg-Haus» (Abb. 19). Dieser Betrieb hinterliess archäologische Strukturen in Form von vier gemauerten Unterbauten für Bottiche (B1–4) (Abb. 2). Davon erhalten waren die runden Mörtelfundamente, in denen die im Durchmesser 0,8–1,1 Meter grossen Bottiche ihren Abdruck hinterlassen hatten (Abb. 20). Reste von gemörtelten Steinmüerchen zeigen, dass die Bottiche stellenweise eingefasst waren. In solchen mit Asche- oder Kalklauge gefüllten Behältern legten die Gerber die Tierhäute einige Tage ein, um die Haare entfernen zu können (Nold 2012). Die Bottiche kamen auch beim eigentlichen Gerbprozess zum Einsatz, wenn der Gerber das Gerbmittel in die Häute einwalkte. Gerbereibetriebe lagen wegen der Geruchsbelästigung in der Regel am Stadtrand – so auch die Gerberei im «Krieg-Haus». Den hohen Wasserbedarf des Betriebes deckten die Aare und der nahe Stadtbach ab.

22



Abb. 22
Neuzeitlicher Keller mit Sodbrunnen im Kernbau des «Krieg-Hauses».

Abb. 23
Halbfabrikate und Geräte des Messerschmieds Krieg im «vergessenen» Keller.

Schmiede von 1842

Im Jahr 1842 bekam Xaver Wirtz eine Bewilligung für die Einrichtung einer Schmiede im «Krieg-Haus» (Abb. 19). Die Esse, auf der man feuerte und das Metall erhitzte, konnten wir an der Rückwand des «Krieg-Hauses» lokalisieren. Von der trapezförmigen, 1,7×2,8 Meter grossen Arbeitsplattform waren noch die gemauerten Fundamente erhalten (Abb. 2 u. Abb. 21).

Die Schmiedeauffälle, hauptsächlich Brandschutt und Eisenschlacken, entsorgte man in der ovalen Grube G3 und im gemauerten Schacht G4 (Abb. 2). Dieser 1,1 Meter breite und mindestens 3,1 Meter lange Schacht schloss an die alte Ufermauer an und verlief unter der heutigen Südfassade bis in die Fischergasse. Da hier jedoch eine jüngere Backsteinmauer eingebaut war, ist es unklar, wie weit er ursprünglich nach Süden reichte. Über seine Funktion kann nur spekuliert werden. Vermutlich diente er, wie der Latrinenschacht im «Saal», als Sammelbecken für Fäkalien.

Ein vergessener Keller mit Sodbrunnen

Im spätmittelalterlichen Kernbau des «Krieg-Hauses» hob man zu einem späteren Zeitpunkt einen Keller aus (Abb. 22). Dieser hatte einen rechteckigen Grundriss von 3×5 Metern. Der Boden war mit Geröll ausgelegt, wobei im südlichen Teil, abgetrennt durch eine Wand, ein Lehmbofen lag. Auf dem Geröllboden waren stellenweise noch Holzreste vorhanden, die auf einen Bretterboden deuten. Der Keller diente als Vorrats- oder Lagerraum für die Werkstätten im «Krieg-Haus». Wann genau und in welchem Zusammenhang der Keller eingerichtet wurde, ist unklar.

In der Ecke des Kellers befand sich ein Sodbrunnen mit einem lichten Durchmesser von 60 Zentimetern (Abb. 22). Das Brunnenloch bestand aus einer tro-

cken gemauerten Schachtwand und einer Hinterfüllung aus Kalkbruchsteinen und Geröll. Auf diese Weise konnte ab einer Tiefe von etwa 90 Zentimetern das Grundwasser ungehindert in den Brunnen einfließen. Er belieferte die Werkstatt im Erdgeschoss mit Brauchwasser, bis man ihn im Verlauf des 20. Jahrhunderts aufgab und mit Bauschutt auffüllte.

Zum Zeitpunkt der Ausgrabung hatte niemand mehr Kenntnis über den Keller, denn er war mit einem Bretterboden auf Stahlträgern ebenerdig verschlos-

23



sen. Als man diesen bei den Rückbauarbeiten entfernte, kam zu unserer Überraschung ein komplett mit Scheren-Halbfabrikaten und Geräten gefüllter Raum zum Vorschein (Abb. 23). Als Besitzer sind für die Jahre 1929 und 1951 die Messerschmiede Fritz Krieg und Fritz Paul Krieg erwähnt, denen das Haus auch seinen Namen verdankt (Abb. 19). Offenbar entsorgte der Messerschmied bei der Schliessung seines Betriebes vor wenigen Jahrzehnten sein Material im Keller. Spätestens als das Theater das «Krieg-Haus» als Lagerraum für Requisiten nutzte, wurde der Keller endgültig zugedeckt und geriet schon bald in Vergessenheit.

Literatur

- Backman, Y. (1993)* Solothurn/Theatergasse 16. Archäologie des Kantons Solothurn 8, 136/137.
- Backman, Y. (2007)* Ufermauern, Stadtmauern und Schanzen am Ritterquai in Solothurn. Archäologie und Denkmalpflege im Kanton Solothurn 12, 48–61.
- Backman, Y. (2009)* Siedlungsgeschichte des Aareufers – Forschungsstand und Überblick. In: Nold 2009, 7–10.
- Blank, S. (2009)* «Der allhiesigen Statt eine Zierd.» Zur Geschichte und Bedeutung des Palais Besenval in Solothurn. In: Nold 2009, 81–91.
- Boschetti-Maradi, A. (2012)* Archäologie der Stadt Zug 1. Stand der Forschung. Baugeschichte der Altstadt und Fundkomplexe bis 1600. Ausgrabung und Bauuntersuchung im Haus Oberaltstadt 13. Kunstgeschichte und Archäologie im Kanton Zug 6.1. Baar.
- Geiger, H.-U. (1991)* Quervergleiche. Zur Typologie spätmittelalterlicher Pfennige. Zeitschrift für Archäologie und Kunstgeschichte 48, 108–122.
- Fiala, F. (1875–1881)* Geschichtliches über die Schule von Solothurn. 5 Bände. Solothurn.
- Hardmeier, S. (2013a)* Selzach/Altreu, Burgweg. Archäologie und Denkmalpflege im Kanton Solothurn 18, 70/71.
- Hardmeier, S. (2013b)* Selzach SO, Altreu, Burgweg. Jahrbuch Archäologie Schweiz 96, 236/237.
- Heege, A./Kistler, A./Thut, W. (2011)* Keramik aus Bärswil. Zur Geschichte einer bedeutenden Landhafnerei im Kanton Bern. Mit einem Beitrag von G. Thierrin-Michael und Ch. Neururer. Schriften des Bernischen Historischen Museums 10. Bern.
- Higy, W. (2005)* Eine Basler Ofenhafnerei des 18. Jahrhunderts: die Hafnerei Hug und ihre Produkte. Mit einem Beitrag zum konservierten Brennofen im Haus Klosterberg 21 von Ch. Ph. Matt. Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt 2003, 87–110.
- Hochstrasser, M. (1996)* Solothurn. In: Stadt- und Landmauern. Band 2: Stadtmauern in der Schweiz. Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich 15. Zürich, 246–289.
- Nold, A. (2009)* Archäologische Ausgrabungen im Garten des Palais Besenval in Solothurn. Ein Quartier an der Aare vom Mittelalter bis in die Neuzeit. Mit Beiträgen von Y. Backman/S. Blank/S. Frey-Kupper/P. Huber/A. Rehazek. Beiträge zu Archäologie und Denkmalpflege im Kanton Solothurn 1. Solothurn.
- Nold, A. (2011)* Ein Quartier an der Aare im römischen Solothurn. Archäologie und Denkmalpflege im Kanton Solothurn 16, 47–60.
- Nold, A. (2012)* Archäologische Hinweise auf mittelalterliche Gerber in Solothurn. Archäologie und Denkmalpflege im Kanton Solothurn 17, 70–75.
- Schubiger, B. (1987)* Die Jesuitenkirche in Solothurn. Geschichte, Bau und Ausstattung der ehemaligen Kollegkirche und des Jesuitenkollegiums. Solothurn.
- Schubiger, B. (1994)* Die Kunstdenkmäler des Kantons Solothurn, Band 1: Stadt Solothurn 1. Die Kunstdenkmäler der Schweiz 86. Basel.
- Spycher, H. (1991)* Solothurn/Ritterquai 3 – Klosterplatz 6 (Restaurant Schlachthaus). Archäologie des Kantons Solothurn 7, 127/128.
- Spycher, H./Schucany, C. (1997)* Die Ausgrabungen im Kino Elite im Rahmen der bisherigen Untersuchungen der Solothurner Altstadt. Die steinzeitlichen und römischen Befunde und Funde. Antiqua 29. Basel.